

„Es muss aufgearbeitet werden, wie wir Kindern geschadet haben“

Stand: 06.06.2022 | Lesedauer: 6 Minuten



Von **Anna Kröning**
Redakteurin



Kinderarzt und Hochschullehrer Wieland Kiess von der Universität Leipzig

Quelle: Anna Kröning/Archiv Kiess; Justin Paget/Getty Images; Montage: Infografik WELT

Übergewicht, Depressionen bis hin zu steigenden Zahlen von Suizidversuchen - eine Studie nach der anderen verweist auf die Folgen der Corona-Maßnahmen bei Kindern und Jugendlichen. Dabei gab es schon im Frühjahr 2020 erste Warnsignale, die man hätte ernst nehmen müssen.

Im Nachhinein beklagt der Ethikrat die Schäden der Corona-Maßnahmen. Der Arzt und Hochschullehrer Professor Wieland Kiess, Direktor der Klinik und Poliklinik für Kinder- und Jugendmedizin am Universitätsklinikum Leipzig sagt: Es gab genügend frühe Hinweise. Die Politik hätte sich gegen die Schließung von Spielplätzen, Kitas und Schulen entscheiden können und müssen. Er fordert eine differenziertere Entscheidungsfindung für mögliche künftige Pandemien.

WELT: Studie um Studie erscheint, wonach Kinder und Jugendliche als Folge der Corona-Maßnahmen verstärkt unter psychischen Problemen leiden. Aktuell zeigt der Report der DAK-Kasse eine Zunahme von Essstörungen und Depressionen. Überraschen Sie diese Ergebnisse?

Prof. Wieland Kiess: Überhaupt nicht. Aber eines vorweg: Man muss vorsichtig bei der Interpretation sein. Die Pandemie-Maßnahmen sind nicht automatisch für alles ursächlich. Grundsätzlich steigt die Zahl der Menschen mit schweren psychiatrischen oder psychischen wie Borderline-Störungen oder Depressionen. Vor 20 Jahren waren psychische Erkrankungen ein Tabuthema, das ändert sich erst seit

etwa zehn Jahren. Inzwischen lernen Grundschulkinder, dass sie über psychische Probleme reden dürfen. So wächst natürlich auch die Zahl der erfassten Fälle. Allerdings lassen auch unsere sorgfältig kontrollierten Studien deutlich erkennen, dass mit Lockdowns und Schließungen schon sehr früh Kinder mit spezifischen Problemen belastet wurden.

WELT: Sie sprechen von Ihrer Leipziger „Life-Child-Studie“ zur Kindesentwicklung, die seit vielen Jahren läuft, und die schon im Frühjahr 2020 erste coronabedingte Probleme zeigte. Was konnten Sie nachweisen?

Kiess: Wir befragen jährlich Kinder, untersuchen sie, zum Beispiel Augen, Zähne, ihre Motorik, wie geschickt sie sich bewegen. Das Großprojekt läuft seit zehn Jahren, beispielsweise durch Befragungen. Es zeichnete sich ab, dass Kinder seit einigen Jahren vermehrt mit psychischen Problemen kämpften. Doch seit Beginn der Pandemie und den damit verbundenen Einschränkungen ging es den Kindern und Jugendlichen dramatisch schlechter. Sie beklagten, dass ihnen der Kontakt zu Freunden und Gleichaltrigen fehlte. Wir beobachteten die Zunahme von Vereinsamung, depressiven Verstimmungen und Verhaltensauffälligkeiten. Die Folgen sind noch immer sichtbar. Kinder und Jugendliche spielen weniger Instrumente, gehen weniger in Sportvereine und die Bereitschaft, sich im Klassenverband zu engagieren, ist gesunken. Das einzige, was mit den Corona-Maßnahmen angestiegen ist, das ist die Smartphone-Nutzung.

WELT: Welche körperlichen Auswirkungen zieht das nach sich?

Kiess: Adipositas nimmt bei Kindern und Jugendlichen seit Jahren in Deutschland zu, die Zahl der Betroffenen machte aber während der Lockdowns noch einmal einen richtigen Sprung nach oben. Die Kinder durften ja 2020 teilweise nicht mal mehr auf den Spielplatz gehen. Aktuelle Untersuchungen zeigen

(http://file:///Users/akroenin/Downloads/Belegexemplar_kjm_2022_02_17321623_Schwerpunkt_Kiess.pdf), dass die Häufigkeit und das Ausmaß von Adipositas über alle Altersgruppen und Gewichtsklassen zugenommen hat. Das macht uns Ärzten wegen möglicher Folgen wie Diabetes 2 oder Bluthochdruck Sorgen.

WELT: Allein mit gesundem Menschenverstand ist nachvollziehbar, dass wenig Bewegung und Kontaktverbote bei Kindern negative Auswirkungen provozieren, bis hin zu steigenden Suizidversuchen ([/politik/deutschland/plus238673235/Kinder-Suizidversuche-im-Lockdown-Zeit-der-Hoffnungslosigkeit.html](https://politik/deutschland/plus238673235/Kinder-Suizidversuche-im-Lockdown-Zeit-der-Hoffnungslosigkeit.html)). Im April dieses Jahres gab dann der Ethikrat zu, viele Maßnahmen hätten die junge Generation unnötig stark geschädigt. Wie beurteilen Sie diese Bekenntnisse?

Kiess: Die Politik und die Entscheider sollten sich fragen, wie wir uns in Zukunft aufstellen wollen. Wir müssen auch über die psychischen Themen reden, uns fragen, ob wir wirklich gut genug aufgestellt, um

deutlich mehr Kinder und Jugendliche medizinisch zu betreuen. Wir haben die Kinderkliniken genauso wie die Schulen heruntergespart, dagegen werden Hüftimplantate und einer Knie-Operationen (<https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/presse/pressemitteilungen/pressemitteilung/pid/immer-mehr-unter-60-jaehrige-erhalten-kuenstliche-kniegelenke>) sowie Herzkatheteruntersuchungen bei Erwachsenen in Deutschland im europäischen Vergleich viel zu oft und unnötigerweise durchgeführt. Wir haben aber eben gar nicht genügend pädiatrische psychosomatische Stationen und Psychotherapeuten, um die Kinder mit ihren psychischen Themen behandeln zu können. Psychische Probleme bei jungen Menschen sind kein Produkt der Pandemie. Sie wurden dadurch aber akzentuiert. Bezuglich der Corona-Maßnahmen müssen wir uns fragen: Hätte man an irgendeinem Punkt etwas besser machen können? Statt Schuldige für Fehler zu suchen, sollten wir uns fragen: Was muss in Zukunft besser laufen?

WELT: Die gesetzlich vorgeschriebene Aufbereitung der Maßnahmen wird zurzeit zum Zankapfel. Wie soll jemals der Weg bereitet werden, aus Fehlern zu lernen?

Kiess: Das muss aufgearbeitet werden, die Maßnahmen sollten auf ihre Sinnhaftigkeit überprüft werden. Wir sehen ja, dass Kindern geschadet wurde, indem man sie einsperre, obwohl sie am wenigsten betroffen waren. Mindestens genauso hat man mit Besuchsverboten in Heimen alten Menschen geschadet, viele mussten allein sterben.

Schulschließungen nicht alternativlos

WELT: Sie haben nicht nur die psychischen Zusammenhänge erforscht, sondern auch virologische Untersuchungen vorgenommen. Im Sommer 2020 haben Sie Prävalenzstudien vorgelegt und kamen zu dem Schluss, dass Präsenzunterricht nicht zu stärkerer Verbreitung des Virus führt. Dennoch lief fast das gesamte Schuljahr 2020/2021 ohne Präsenz oder im Wechselunterricht. Warum hat man die frühen Hinweise nicht gehört?

Kiess: Hinterher ist man immer gescheiter. Doch man hätte es in dem Fall auch vorher sein können, tatsächlich haben wir für Sachsen schon 2020 darauf hingewiesen, dass die Datenlage hergibt, die Schulen wieder zu öffnen, sich einem normalen Alltag anzunähern. Wir haben gezeigt, dass Präsenzunterricht nicht mit einer stärkeren Verbreitung des Virus einhergeht. Ich habe versucht, neben der Landesregierung in Sachsen die hessische und die in Mecklenburg-Vorpommern dahingehend zu beraten.

WELT: Warum fanden Sie kein Gehör?

Kiess: Wir bewegen uns zwischen Extremen. Zu Beginn der Pandemie hat man nicht ernstgenommen, dass auch 30- und 40-Jährige gefährdet waren. Jetzt verlaufen die meisten Covid-19-Erkrankungen

harmlos, trotzdem nimmt man nicht ernst, dass wir mit Lockdowns ganzen Generationen schaden. Mein Eindruck ist, dass sich nur noch wenige Politiker trauen, Entscheidungen abseits vom Mainstream zu treffen.

WELT: Nach der Untersuchung von Christian Drosten zur Viruslast bei Kindern im April 2020 schien erwiesen, dass diese genauso zur Verbreitung beitrugen wie Erwachsene. Spätere gegenteilige Ergebnisse erzielten kaum noch Wirkung. Wie betrachten Sie rückwirkend die darauf folgenden Schulschließungen?

Kiess: Christian Drosten hatte ja nur das Preprint herausgegeben, wonach die Viruslast bei Kindern ähnlich hoch ist wie bei Erwachsenen. Daraus entstand dann das Bild von Kindern als „Virenschleudern“, was er selbst so nicht in die Welt gesetzt hat. Dennoch hatte dies Folgen.

Unsere Erhebungen haben zu einem ähnlichen Zeitpunkt etwas anderes gezeigt. Wir haben vor und nach den Sommerferien 2020 in sächsischen Schulen Abstriche und Untersuchungen gemacht und die Infektiosität von Kindern untersucht. Wir kamen zu dem Schluss, dass Kinder nicht die Treiber der Pandemie sind, sie sich sogar bei den Erwachsenen anstecken. Und dass man mit der Schließung von Schulen nichts gewinnt, außer Probleme bei Kindern zu erzeugen. Aus Baden-Württemberg gab es die Erkenntnisse, dass Kinder nicht stark vom Virus betroffen sind. Im Prinzip hätte man auch diese Erkenntnisse berücksichtigen, darauf basierend auf weitere Schließungen verzichten können. Doch das haben sich Politiker und Behördenleiter nicht getraut. Daraus kann man folgern, dass es in Zukunft wieder möglich sein muss, differenzierter zu entscheiden.

WELT: Was braucht es aus Ihrer pädiatrischen Sicht, um bei künftigen Pandemien anders zu handeln?

Kiess: Wir müssen uns jetzt darüber klar werden, was wir eigentlich wollen, wie wir psychische Probleme und Erkrankungen bei Kindern verhindern können. Aus meiner Sicht liegt es auf der Hand. Wir sollten Sport für Kinder fördern. Stattdessen sparen wir an Schulen, streichen Sportangebote, dünnen Kinderkliniken aus. Wir müssen jetzt die Voraussetzungen dafür schaffen, dass Schulen auch bei hohen Infektionszahlen offen bleiben. Wir bräuchten genügend Lehrer, großzügig ausgestattete Schulen, kindgerechte Freizeitangebote. In Dänemark beispielsweise sind die Schulen hell, großzügig, es gibt genügend Platz in der Klasse, das sollte uns ein Vorbild sein. Wir müssen für eine Pandemie viel komplexer aufgestellt sein als nur das Ziel zu haben, Infektionen auszuschließen.

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/239158459>